

Diana von Flairst ist in Simmen ver-
loren.
Bequem ruht sie in einem weiten,
gepolsterten Lehnstuhl. Den Kopf hat
sie nach hinten zurückgeworfen und
schläft ihn gegen lose Kissen. — Ganz
ohne Bewegung liegt sie da; die
großen, immer traurigen Augen in dem
erweiterten und hochmütigen Gesicht
starren in's Leere, sie scheinen an der
Dede nach der Lösung eines schweren
Räthfels zu suchen. Wie beunruhigend
für sich, diese großen, traurigen Augen!
Die schmale Lippe ist ganz wenig ge-
öffnet.

Aber er langweilte sie.
Ost reiste er, um sie eine Stunde
lang sehen zu können, ganze Nächte
lang denn er war zugleich sehr ge-
wehnhaft und seine Vorgesetzten lobten
seine Genauigkeit.
Sie empfing ihn ohne Enthusias-
mus ohne besonderes Vergnügen, aber
auch ohne besondere Langeweile, ganz
und gar gleichgültig. Und dennoch
ließ sie ihn kommen, unerklärlicher-
weise gerührt, wie sie war, wies sie ihn nie-
mals ab, schaute aber zufolge ihrer ge-
istlichen Heberlegenheit hochmütig auf
ihn herab.
Auserst feinfühlig und begabt, nur
etwas nachlässig, verstand sie alles
wunderbar. Die Künste ließen ver-
mittelt durch ihre Augen oder ihre Oh-
ren, in ihrer Seele einen selbstamen
Rausch zurück, den ihr nichts anderes
gelang konnte. Sie besaß eine selten
rasche Auffassungsgabe und einen un-
trüglichen Geschmack, der mit dem ge-
wöhnlichen Frauengeschmack wenig ge-
meint hatte; aber sie hatte niemals die
unerschütterliche Geschmackslosigkeit be-
gann, sich selber mit irgend einer Kunst
zu befassen, diesen unangenehmen,
heutzutage so häufigen Hang, der mit
Ausnahme weniger bevorzugter Ta-
lente die Menschen so lächerlich macht.
Was ihr an Ansehn ganz besonders
mühselig, das war seine völlige Ver-
ständnislosigkeit in Kunstangelegenheiten
und sein damit Hand in Hand ge-
hender banaler Geschmack.
... Aber heute Morgen war sie et-
was müde. Sie dachte, daß ein Tag
kommen würde, ein sehr hoher Tag,
wo sie alt sein würde — er aber würde
ihre Augen niemals sehen — er würde
sie immer lieben.
„Und am Ende, warum denn nicht?“
dachte sie.
... Er trat ein.
Er erschien ihr sehr schön, sein feuriges
und nachherliches Wesen und seine
entzündenden Augen mit dem Sehn-
suchtsblick.
Sie rührte sich gar nicht — sie fentle
Kloß ihre großen, traurigen Augen,
dann streckte sie ihm eine ihrer zarten
Hände entgegen, deren bloße Berüh-
rung ihn schon närrisch machte.
Sie dachte: „Nun meinestwegen ja!
so werde ich ihn heirathen.“
Das Frühstück war vorüber. Sie
gerubte zu sprechen; sie sprach gut,
gebrauchte sehr geschickte, fremde Adjek-
tive, seltene schmückende Beiwörter, —
mit einer klaren, eigenartigen und
neuen Art.
Sie war strahlend, unbegreiflich,
schrecklich. — Er betrachtete sie ganz
in ihrem Bann, fast nichts von ihren
Worten verstehend, aber ganz außer
sich und gelähmt vor Bewunderung.
Vom Tisch aufstehend, erklärte sie:
„Ich werde Ihnen das Champ de
Mars zeigen.“
Um diese Zeit gab's nichts anderes
zu thun. Die Jahreszeit war sehr
vorgeeilt und Jedermann außer ihm
hatte diese Ausstellung schon besucht.
Sie erschien nach dreizehn
Stunden wieder. Sie brauchte stets
sehr viel Zeit zu dem Ankleiden, dafür
waren aber ihre Toiletten wahre Mei-
sterwerke.
„Ein wirkliches Genie“, hatte eine
ihrer Freundinnen von ihr gesagt, auf
ihre Art sich zu kleiden hinweisend.
Sie trug ein graues Kleid von Re-
pde de Chine, das ihre Füße halten
warf a la Burne Jones. — Sie sah
aus, als wäre sie von einer blauen
Staubwolke umhüllt — und um ih-
ren Hals, um ihren langen, schlanken
Hals strahlte das Kleid von glühenden
Diamanten. — Aus dem schlaffen,
wolligen Haarschleier ragten zwei weiße
Pflaumenfedern aus ihren Haaren em-
por, aus ihren goldgestreiften Märchen-
haaren.
„Wie schön Sie doch sind!“ murmelte
er.
Sie lächelte wohlwollend und reichte
ihm ihre Fingerpitzen, — die er zärt-
lich küßte.
Da zum ersten Mal, zum erstenmal
in ihrem Leben schüttelte sie etwas wie
ein leichter Schauer.
Sie schaute ihn nun beinahe zärtlich
an.
Er wurde ganz blaß. Ein unendliches,
unerwartetes Freudengefühl kam
über ihn.
Er wagte es, sie etwas äußerst be-
schreiben, aber mit einem leidenschaftlichen
Entzücken in seiner Stimme, in
seiner klugvollen, ersten Stimme zu
fragen:
„Werden Sie mir auch die Gnade
erweisen, über mein Leben zu beschlie-
hen?“
Sie antwortete mit einem Hauch von
Zärtlichkeit:
„Ja, sehr bald werde ich mit Ihnen
darüber reden, — und vielleicht heute
noch.“
„O Diana!“
Vor Freude athemlos, brachte er gar
keinen andern Laut hervor.
„Kommen Sie jetzt!“ unterbrach sie
ihn munter, wir wollen uns die Ge-
mälde besichtigen!“
* * *
Sie stiegen die Treppe zum Champ
de Mars herab.
Bei dem im Saale herrschenden un-
gemessenen, blauen Dämmerlicht gingen
sie an der Wandeluhr vorbei, wo die in
genialer Art überall vertretenen Ent-
würfe und Skizzen in Bronze und
entzündenden eingelegten Arbeiten auf-
gehängt waren.
Sie trates den raffinierten, feinen
und künstlerischen Geschmack dieses
Menschen, der aber auch alles zu ma-
schen verstand: Verse, Uhren und al-
gorische Schränke. Dann durchschrit-
ten sie rasch die Säle, denn sie wollten

ihn gleich vor die Bilder führen, die sie
liebte.
Sie ging ein wenig voraus, schiant
und lang und unnatürlich in ihrem
blauen Schleppkleid.
Er folgte ihr, über seinem Arm eine
duftige weiße Schärpe.
Von Zeit zu Zeit aber blieb er ste-
hen und einer geradezu entzücklichen
Ungeschicklichkeit in der Wahl, gerade
vor den schlechtesten Gemälden, deren
blödsinniges und banales Sujet ihm
gefiel.
Sie ging rascher, sehr nervös, nichts
davor bemerken wollend, denn sie
war ihm soeben noch so gut gefinnt
gewesen!
Sie beilte sich, an's Ziel zu kom-
men.
Die geheimnißvolle Zauberkraft jener
Gemälde würde ganz gewiß auch
ihn packen und seinen Geschmack zwin-
gen.
Sie stand still:
Zur Rechten stand eine wunderbare
alte Frau aufrecht in einer Ecke der
Leinwand; den Kopf trug sie empor-
gerichtet mit einem herrlichen Adel in
der Haltung, einer etwas hochmütigen
und traurigen Würde: diese Frau
hatte gelitten und geliebt.
Ihr düstres Gewand hob sich deutlich
ab von den blauen Mauern des Zim-
mers — nichts als die Linien der
Wände — blaße Linien auf der blauen
Mauer und dazu die blauen Linien
der Thüre. Zu ihren Füßen ein
Schatten, der schmaler und schmäler
wurde.
Ganz einzig aber, ergreifend und
unvergänglich wirkt das Bild zur Lin-
ken:
Ein Weib bewegt sich aus dem Ge-
mälde heraus, es ist schon ganz am
Rande, am äußersten Rande der Lein-
wand bevor es heraustritt, wendet es
den Kopf zurück, einen entzückenden,
leidensvollen Kopf.
Und es ist blaß, das sehr fest-
same Weib mit seinen wunderbar
reihen Haaren, die seine ganze Gestalt
überfluthen.
Es ist lang und schmiegsam, das
wunderbare Weib in Grün.
O, das abgekehrte und farblose
Grün, das einzige Grün dieses Klei-
des!
Es ist entsetzlich blaß und zum
Weinen schön, blaß von nicht zu nen-
nenden Dingen, die es gesehen, Haß
von Mysterium, aus dem es entsprung-
en.
Um seinen Mund, um den blauen,
für alle Ewigkeit geschlossenen Mund
gibt's kein Lächeln. Es hat Dinge
gesehen, von denen Niemand weiß,
Dinge, über die ein ewiges
Schweigen sich breitet. Man fühlt es:
sein Schritt ist der Schritt der Schat-
ten.
Jetzt ist alles an ihm unbeweglich;
nur in seinen Augen, in den uner-
klärlichen, unruhigen Augen scheint
Leben zu glimmen. Ihr grüner Blick
ist nicht nur traurig, er ist viel schlim-
mer als das. Er durchdringt dich wie
die entsetzliche Gewißheit von auf im-
mer verborgen gehaltenen, entscheidenden
Wirklichkeiten, von unerklärlichen
Verlusten. Und sie suchen dich doch
immer wiederum auf, sie verfolgen
dich überall, diese von dem geheimniß-
vollen, schlaflosen Nächten gemor-
deten Augen, diese schrecklichen Gespen-
steraugen!
Es ist schön, das wunderbare Weib
in Grün!
Und hinter ihm, rund herum, nichts
als die einförmige Eintönigkeit der
blauen Mauern mit den blauen Fos-
sen der Thüre.
Es ist unnatürlich, phantastisch,
aber bestimmt wie die Erzählungen
von Poe.
Zwischen diesen beiden Gestalten, je-
ner alten Frau und diesem jungen
Weibe erblickst du ein Kind — ein
schreckliches, kleines Mädchen; kalter
Schauer überfällt dich beim Anblicke
dieses abgekehrten Kindes.
Sein Kleid schimmert in blauem,
schattenhaftem Gelb. Du siehst nur
seine Augen — die ungeheuren, schred-
lichen Augen. — Viel, unendlich viel
steht in diesen allzu großen Augen ge-
schrieben — schlimme, vererbte Träu-
me — ganz wie in den geröteten Au-
gen des Weibes in Grün. Die Ver-
wandtschaft dieser beiden Wesen ist
unbestreitbar, der entsetzliche Scharf-
blick von jenseits des Grabes. Dies-
es Mädchen kann seinen Schlaf nie-
den!
Al' der frühesten Schreden von ent-
setzlichen Visionen lagert sich in diese
Augen: sie haben nicht zu verstehen-
de Dinge verstanden — sie schreien, diese
Augen, mit ihrer durchdringenden
blauen Stimme:
„Never more, never more!“
Und dieses seltsame Mädchen steht
aufrecht in der Mitte der Leinwand,
hinter ihm und neben ihm — ein unen-
dliches Nichts — die abstrichliche Erhaben-
heit dieser blauen Leere — nur sein
Schatten zeichnet sich auf der Erde, vio-
lett und unheilverkündend auf dem
blauen Gefäße.
* * *
Diana von Flairst schaute starr dar-
auf hin, ganz vernichtet und aufgelöst
vor Freude, ihre schmale Lippe ein we-
nig aufgeworfen.
Sie hatte ganz vergessen, daß An-
selm neben ihr stand.
Blötzlich unterbrach er das Schweigen
mit seiner langamen und leutlich-
chen Stimme.
„Dieser Maler ist verrückt!“ rief
er nun aus. „Nein! diese Frauen in
der Ecke der Leinwand! Ist das to-
misch!“
Und er brach in ein Lachen aus,

in ein aufrichtiges und zufriedenes La-
chen.
Sie schaute ihn an, ganz niederge-
schmettert. Eine ungeheure Verach-
tung, vermischt mit Abscheu, stieg in
ihr empor.
„Sie sind aber ein Künstler! das
sind Meisterwerke!“ war alles, was sie
hervorbrachte.
Er begriff aber sofort, daß er sie
beleidigt hatte. Er suchte nach einer
Phrasen der Entschuldigung. Sie zuckte
die Achseln und lehnte ihm dann den
Küden.
Sie ging sehr rasch, aber ganz
stumm.
Von Zeit zu Zeit schaute sie ihn
zornig von der Seite an.
Sie fand, daß er ihre Schärpe ganz
ungeschickt trug.
„Ein Dummkopf!“ dachte sie. „Nichts
als ein Dummkopf.“
Auf dem Heimweg gab sie ihm Be-
scheid:
„Ich habe Ihnen heute doch eine
Antwort versprochen: nun also, sie
lautet Nein.“
In letzter Stunde.
Eine Erzählung aus dem Künstlerleben
von Max Wundtke.
Ein trüblicher Märztag neigte sich
dem Ende zu. Der Himmel sah aus,
als wolle er sich mit Bleischwere auf die
Erde herniederlegen. Dämmriger,
feuchter Nebel erfüllte die Luft. Welt
und Himmel — alles ein Meer von
Grau in Grau.
So, nun war es zu Ende! Nun war
es doch gekommen, vor dem er gezittert
hatte sechs Jahre hindurch. Was er
nie im Leben für möglich gehalten hät-
te — diese Entbehrungen, diese Leiden,
diese Erniedrigungen — alles, alles
hatte er auskosten müssen, und alles,
alles war umsonst gewesen! Nun brach
das schreckliche Ende über ihn herein,
ohne Obdach, seinen Pfennig in der Tas-
che, nichts in, nichts auf dem Leibe,
trist alles wie der schauerliche März-
tag. Aber für die Erde kam nach diese
Märztage der Frühling, — für
ihn war's vorbei! Vorbei für immer
und alle Zeit. Von hier ging's nur
mehr weiter, das fühlte er, und er fühl-
te auch, wie es brennend in seine Augen
emporging. Untergehen, untergehen,
geht, so dicht dort! Ichrie es in
ihm auf. Aber er lächelte nur bitter
dazu. Nicht mehr lange, nur wenige
Stunden noch, bis die Nacht angebro-
chen war, dann würde auch diese Stim-
me schweigen, und dann — war alles
vorbei!
Sigward Thorsen lehnte sich müde
an eine der uralten Säulen, die die
Landstraße einfahnten. Hinter ihm
stiegen die bewaldeten Höhen steil empor;
vor ihm in bedenklicher Tiefe brodelten
die trüben Wasser des Flusses. Wenn
zu seiner Rechten ein Windstoß einmal
für kurze Augenblicke die wallenden Nebel
zertheilte, konnte man die Thürme
und die leichten Häuser der Stadt erken-
nen. Da hinten lagen alle seine Hoff-
nungen begraben, und alle seine Leiden
und Erniedrigungen.
Ein kurzes, hartes Aufschauen, dann
schauerte er fröhlich und bannig, wenn
der schäbigen Mantel, der ehemals grau
gewesen sein mochte, fester um die lan-
ge, ausgemergelte Gestalt und schwan-
te weiter.
Und als wüßten die Gedanken, daß
es heute zu Ende geht, zauberten sie dem
müden, fast vierzigjährigen Manne mit
dem ungepflegten pechschwarzen Voll-
bart und dem gelblichleichen, hageren
Gesicht noch einmal die ganze Vergan-
genheit vor die Seele.
In seiner norwegischen Heimath sah
er sich als fröhliches Kind, als den
Stolz und die Hoffnung seiner Eltern,
einer alten Bauernfamilie von alten
Schrot und Korn. Und die prächtigen,
östlichen Studienjahre tauchten vor ihm
auf, als Schüler des Geigenmeisters
Joachim in Berlin, als Gögling des
Konservatoriums in Leipzig. Wie lag
damals die Welt so sonnenglänzend
vor ihm! Die Kunst seiner Lehrer und
das Große, was man von ihm erwar-
tete, weitete seine Brust, — die Schäre
und Glückseligkeiten der Erde logen
vor seinen Füßen!
Dann kamen die Jahre der ersten
Triumphe und seine Aufstellung als
erster Geiger im Orchester der Opern-
bühne eines mitteldeutschen Fürsten.
Wie da alles aufkommenströmte, um ihn
fast zu erdrücken mit allem, was das
Leben Schönes zu bieten hat! Zu den
Glück, das ihm die beste Kunst zu-
brachte, zu den sonnigen Zukunftsträumen
die getreulich die Geliebte einer blüh-
lichen, thaurischen Jugendliebe Gele-
gentlich einer Konzertreise nach Berlin
sah er sie wieder, rein zufällig, die
Sigrid Erlson. Wie groß und stark und
schön die kleine Sigrid geworden war,
die er in seiner Vaterstadt Frederiks-
hall oft genug gegen die wilden Lüben
verteidigt hatte — die Idealgestalt ei-
ner Wagner'schen Wälfürer! Und in-
gen, singen konnte sie! Ihre Aus-
bildung als dramatische Singsängerin
in Berlin nahezu vollendet, und Sig-
ward Thorsen war glücklich, ihr die
Wege ebnen zu können; er leitete
dabei, daß sie von „seiner“ Bühne an-
geheuert wurde. Er hatte es nur zu be-
reuen; Sigrid Erlson war bald erster
Stern an der Residenzoper und entwi-
ckelte sich in kurzer Frist zu wahrhaft
künstlerischer Höhe.
Da fiel der erste Keil in diese Früh-
lingsherlichkeit. In seinem Herzen be-
gannen die Eifersucht und norwegischer
Trog einen erbitterten Kampf. Sigrid
wurde umschwärmt und am meisten
berühmte vom Intendanten, einem

reichen, wohlkonservirten Wittner von
altem Adel. Ihm schien es, als sei sie
nicht empfindlich gegen die Aufmerk-
samkeiten des einflussreichen Mannes.
Er zog sich grollend zurück und wurde
kurz und abfällig. Von seiner leidens-
schaftlichen Liebe hätte er jetzt schon gar
nicht mehr gesprochen, und Sigrid —
nun, die schien anfänglich nichts zu
merken, dann aber erwachte auch ihr
Stolz; die beiden Herzen entfremdeten
sich immer mehr, bis der Geigenkünstler
endlich, Gleichgültigkeit und Kälte heu-
schelt, wo er sich in rasender Bluth
fast verzehrte, auf und davon ging.
Thorsen stand still und fuhr sich mit
den abgemagerten Fingern über Stirn
und Augen. Wieder lehnte er sich er-
schöpft an einen Baum. Der frische
Abendwind vom Flusse her ließ die zer-
franzten, abgeschabten Kleider um die
hageren Körper schlottern. Vor Er-
schöpfung schloß er die Augen. Wenn
jemand hier entlang gekommen wäre
und ihn genau betrachtet hätte, der hätte
wohl gern einen weiten Umweg um die-
se mehr als fragwürdige Gestalt ge-
macht. Aber ob er auch ermüdet inne-
hielt auf seiner trostlosen Wanderung
— die Gedanken machten nicht Raft bei
jener Zeit. Die Bilder zogen weiter an
ihm vorbei, die furchtbaren Bilder all-
mählichen Sinkens, die in ununterbro-
chener Kette einander folgten und deren
letztes jetzt — das Letzte war!
Er war auf Konzertreisen hinausge-
gangen in die Welt, hungrig nach künst-
lerischen Erfolgen. Da fand seine Lauf-
bahn ein jähes Ende; es trat eine Seh-
nenentzündung des linken Ringfingers
ein, und ließ eine nicht unbedeutende
Lähmung dieses für Geigenspieler un-
entbehrlichen Gliedes zurück. Damit
war seine Laufbahn als Violinist zu
Ende. Jetzt regte sich in ihm die lange
mühsam zurückgedrängte Schaffens-
lust, und in der nun folgenden Zeit der
Ruhe und Muße entstand seine erste
Oper. Aber man hatte seinen Namen
unterdeß vergessen und die Arbeit wan-
derte aus einer Section in die andere.
Da kam der große Schlag zu Hause.
Ein leichsinniger Bruder, Kon-
kurs Betrieffend, freiwilliger Tod
— das waren die Frobisposten, die ihn
aus der Heimath trafen. Kaselos be-
gann er an seiner zweiten Oper zu ar-
beiten. Am sein Leben fristen zu kön-
nen, mußte er Stunden geben; um wel-
che zu erhalten, mußte er die Konkur-
renz unterbieten; es war zum Leben zu
wenig, zum Sterben zu viel. Nach und
nach wanderte seine bessere Garderobe
zum Tröbeler; er vermochte nicht mehr,
wie so oft von ihm gefordert wurde,
die Gesellschaftsabend der Eltern sei-
ner Schüler durch musikalische Darbie-
tung zu verschönern. Sein äußerer
Mensch verlor immer mehr an Eleganz,
dann an Neuverwundungen konnte er
nicht denken, und so ging es rapide ab-
wärts mit ihm. Ein Gögling nach
dem anderen blieb aus; man genierte
sich wegen seiner Armuth und Schämig-
keit, und schließlich war ihm auch die
letzte Unterrichtsstunde verloren. Auch
die zweite Oper war fertig, ein harm-
loses Werk voll intimer Reize, das ihm
die Herzen derer gewonnen hätte, die
ihm willig entgegenkamen, das aber
nicht im Stande war, die Geister in sei-
nem Bann zu zwingen. Auch dieses trat
seine ermüdende, ausschließliche Wan-
derung durch die Theaterarchiv an. Mit
glühendem Eifer warf er sich auf eine
dritte Arbeit, in der er sein Größtes
und Bestes bot. Fachmänner, die aus
Erbarmen seine Entwürfe und An-
sätze und Skizzenungen prüften, waren
voll des aufrichtigsten Lobes — ein
grandioser Stoff, eine wichtige, pa-
sende Musik von künstlerischer Vollen-
dung. Einer der hervorragendsten
Opernimpresarien der modernen Mus-
ikgeschichte gemann durch Fürsprache
Interesse für das Werk. „Wenn es
hält, was es verspricht, dann führe ich
es nächsten Herbst auf.“ schrieb er. Aber
die Arbeit zu Ende bringen! Ja, das
war es; Wie? Die entsetzliche Zeit
seines Lebens brach an. Alles Ent-
behrliche hatte er bereits verjezt oder
verkauft, sogar von seiner geliebten
Sigrid hatte er sich trennen müssen. Die
Wirtshausleute, bei denen er wohnte, quäl-
ten und drängten ihn um Zahlung.
Man schalt und höhnte den Tagelöh-
ner nichts arbeitete, man ließ sein Zim-
mer in Schmutz starren, nahm nicht
die geringste Rücksicht auf ihn, verwei-
gerte ihm das behobene Mittagessen,
das er sonst in der funderreichen Fam-
ilie mit genossen, dachte nicht mehr dar-
an, ihm den Ofen zu heizen, für Be-
leuchtung zu sorgen. Und Thorsen war
schon glücklich, daß man ihn nicht auf
die Straße setzte. Wochenlang war die
trödende Frühstücksstempel seine einzige
Nahrung den ganzen Tag über, so daß
man ihn einmal zusammengebrochen
nach Hause transportirte. Und die
Wirtshauskalt, er wäre am Ende gar
betrunken!
Jetzt hatte auch das ein Ende. Ge-
stern Morgen hatte man ihn erklärt,
das Zimmer sei anderweitig vermietet,
und ihm die Schlüssel abgefordert. Gott,
ja die Leute hatten auch nichts übrig;
aber das war bitter. Den ganzen Tag
war er bei Kollegen und Bekannten um-
hergelaufen; sein Stolz — wo war er
geblieben! Aber überall — schöne
Worte, Achselzucken, verschlossene Tas-
chen! Man suchte den heruntergekome-
nen Menschen möglichst schnell los zu
werden. Und dann kam die Nacht, wäh-
rend der er sich müde und verzweifelt
durch die Anlagen schleppte und zuwei-
len auf einer Bank rastete, bis ihm der
feuchte Frost wieder aufjagte. Am näch-
sten Tage daselbe Bild. Nirgendes
Hilfe, nirgendes Rettung! Nun war sein
Widerstand gebrochen, dicht vorm Ziel!
Er wußte, daß diese Nacht die letzte

feines Leben sein würde. Das Schick-
sal hatte zu viel von ihm verlangt, jetzt
war seine Kraft dahin.
Wie ein Trunkener schwankte er da-
hin. Kaum noch spürte er die entsetz-
liche Müdigkeit, den nagenden Hunger.
Es war fast finster geworden. Die
Chaussee, die weiter hinaus nach dem
fürstlichen Lustschloß führte, machte
eine scharfe Biegung. Eine einzelne
Petroleumlaterne brannte an dieser
Stelle. Thorsen stolperte über den ge-
schotterten Fahrweg. Er sah es nicht,
daß eine Equipage in schwarzem Trabe
von oben her in der Richtung nach der
Stadt herankam. Kurz vor der Equi-
page taumelte er und fiel schwer zu Bo-
den. Ein silberhelles, aber gebietrich-
sches Licht löste sich aus dem Innern des
Wagens.
Die schneudenden Thiere standen.
Thorsen hatte sich mit Aufbietung sei-
ner ganzen Kraft wieder erhoben. Aus
der Kutsche, die auf dem Schlege das
fürstliche Wappen trug, beugte sich ein
blonder Frauenkopf.
„Haben Sie Schaden genommen? ...
Um Gotteswillen ... Sigward! ...“
Der Musiker lehnte sich gegen den
Laternenpfahl, um nicht auf's neue
umzufallen.
„Sigrid ... Du?“ flüsterten die
blutlosen Lippen.
Sigrid Erlson war ausgestiegen.
„Ja, was treibst Du denn? Wie siehst
Du denn aus? Ist Dir nicht wohl?
Komm, steig in meinen Wagen. Ich
bring Dich nach der Stadt zurück und
unterwegs erzähle ich Dir ...“
Thorsen sah mit bitterem Lächeln zu
sich hernieder.
„Es ist zu spät, Sigrid; mit mir ist's
zu Ende. Laß mich!“ sagte er.
Die Sängerin war nicht an ihn her-
angetreten.
„Noch einmal laß ich Dich nicht,
Sigward! Thorsen. Komm mit, wenn
Du mich noch ein wenig lieb hast!“
Er sah sie mit großen, brennenden
Augen an.
„Du sagst Du, Du ... zu mir?“
„Gott, sei doch nicht thöricht, Sig-
ward! Du weißt ja — in unseren Her-
zen hat die Lüge nicht Raum. Ich habe
Dich immer geliebt und auf Dich ge-
wartet!“
„Auch damals?“
„Auch damals!“ sagte sie einfach und
brühte seine Hand.
Fast willenlos folgte er ihrem Zuge
und nahm im Wagen Platz. Bald hat-
ten ihre theilnehmenden Fragen seine
ganze Lebensgeschichte aus ihm heraus-
gelockt.
„Oh“, sagte sie dann und klatschte froh
in die Hände, „nun hat es ja keine
Noth! Ich habe heut Nachmittag vor
dem Hofe im Lustschloß gefunden. Der
Fürst ist entzückt und wünscht mich hier
zu fesseln. Und nun werde ich bleiben,
unter der Bedingung, daß man Dir die
Opernkapellmeisterstelle überträgt, die
in wenigen Tagen vakant wird. Ah,
was soll das für ein schönes Leben wer-
den! Und wenn Du dann Deine letzte
Oper vollendet hast ... Aber nicht doch!
Dich hab' ich, Sigward, Dich, und
alles das andere — es ist ja auch schön,
aber daß ich Dich wieder habe, das ist
doch das Beste!“
Eine lustige Komödie der Fern-
ruhen
Ist es sich auf einer Pariser Polizei-
wache ab. Man schreibt darüber: In
einem der größeren Polizeibureau's be-
finden sich die eigentlichen Bureau-
räume im zweiten Stock, während das
Parierie und die erste Etage die Lokali-
täten für die Executivbeamten, Arrest-
zellen u. s. m. enthalten. Eigentüm-
lich ist es dabei, daß die Beamten dieses
Reviers sich nicht alle kennen. An einem
Nachmittag nun wurde dem Polizei-
kommissar, der seinen Platz im zweiten
Stock hat, ein baarhäuptiger, herunter-
gekommener Mann vorgeführt, welcher
eines geringen Vergehens wegen ver-
haftet worden war. Der Kommissar be-
sah, den Mann aus der Haft zu ent-
lassen, änderte jedoch plötzlich seinen
Entschluß und gab die Ordre, den Ent-
lassenen zurückzugeben. Ein Polizei-
mann begab sich sofort nach dem Erge-
bniß, fragte den vor der Thür pa-
trouillirenden Schuttmann, ob er nicht
den barhäuptigen Bettler habe das
Haus verlassen sehen. Der Schuttmann
verneinte es, und der Polizist legte die
Nachforschungen fort. Schließlich mach-
te sich auch der Kommissar selbst ohne
Mühe auf die Suche. Auch er gelangte
zum Posten vor der Thür. Bevor er je-
doch noch eine Frage thun konnte, er-
klärte der Wadere ihn für den gefuch-
ten Bettler. Auf dem energischen Protest
des Kommissars eilte ein Polizist aus
dem ersten Stock herbei, ergriff den
Kommissar beim Nacken und versuchte,
ihn etwas unanftan nach dem zweiten
Stock zu befördern. Der Lärm lockte
einen anderen Beamten herbei, der den
Kommissar kannte. Als er ihn aber in
so eigentümlicher Lage sah, lebhaft ge-
stimmte und um sich schlagend, hielt er
ihn für verrückt. Er wechselte daher mit
dem Polizisten, der den Kommissar am
Kragen gepackt hatte, einen Blick des
Erbarmens, trat zum Kommissar heran
und bat ihn, doch schnell nach
„oben“ zu kommen. Frohlockend, daß
der Spitzbube so schnell in die Falle ge-
gangen war, folgte der Polizist, wäh-
rend der andere Beamte mit Widen des
Bedauerns seinen Vorgesetzten beglei-
tete! — Erst im Bureau des Kommissars
löste sich die komische Verwickelung
in allgemeine Heiterkeit auf.
— Stofseuzer. Junger Porträtm-
oler: „Ich habe den Herrn Baron auf
dem besten Willen so gut getroffen —
doch wenn ich jetzt mein Donator haben
will, ist er — nie zu treffen!“